

Helene Wiedergrün - Blutmond

Sie kamen zu dritt, über die Hintertreppe, die vom Garten hoch führte. Dora hörte sie kommen. Sie lag im oberen Stock im Schlafzimmer, im Ehebett, allein. Dabei hatte sie die Türen extra abgeschlossen, was sie früher nie getan hatte. Aber an diesem Abend hatte sie die Schlüssel sogar innen stecken lassen, an der vorderen und an der hinteren Tür. Dennoch kamen sie herein, ohne große Mühe. Dora hatte nicht einschlafen können, wegen dem, was geschehen war, aber auch wegen der starken Hitze. Sie hatte das Fenster halb aufstehen lassen und hörte ihre Stimmen, gedämpft, flüsternd. Dann ein etwas lauterer Fluchen, als die Tür nicht sofort aufging. Aber schließlich schafften sie es, mit einem Messer oder einem Schraubenzieher, weiß Gott, womit. Sie waren im Haus. Dora wurde stocksteif und krallte die Hände in die Bettdecke. Sie lauschte angestrengt ins Dunkel, das nur von einem fahlen Mondscheinstrahl erhellt wurde, der durch den Filter der gehäkelten Vorhänge ins Zimmer fiel. Sie hörte die Dielenbretter unter den Stiefeln knarren und wieder ihre leisen Stimmen. Dann fingen sie plötzlich an zu lärmen, zunächst in der Küche. Dora hörte ein Klirren und Scheppern (das waren die Teller und Töpfe auf dem Steinfußboden, dachte sie), Klimpern (das Besteck), Krachen und Poltern (die Stühle und der Tisch, die umgeworfen wurden). Dann gingen sie weiter ins Wohnzimmer. Hier waren die Geräusche nicht ganz so laut, der Boden war aus Holz, und die Blumenvasen zersprangen mit weniger Getöse. Schließlich wurde es still. Der erste kam die Treppe hoch, dann hörte Dora auch die schweren Tritte der anderen. Sie hielt sich die Hand vor den Mund, um nicht zu schreien. Ihre Hilferufe hätte ohnehin niemand gehört. Zwischen dem Haus und dem Dorf lagen Wiesen und die Werkstatt, und um diese Zeit war niemand mehr außerhalb unterwegs. Dann überlegte sie, ob sie sich irgendwo verstecken konnte. Aber das Haus war so klein, und noch bevor sie den Gedanken zu Ende gedacht hatte, waren die Männer vor ihrer Schlafzimmertür. Die Klinke wurde langsam nach unten gedrückt, doch sie hatte auch hier abgeschlossen. Dora starrte wie gebannt auf die Klinke, die noch mehrmals auf und ab ging. Dann war es einen Moment still, bevor mit einem fürchterlichen Schlag die Tür aufflog. Sie hatten sie einfach eingetreten. Dora schluchzte vor Angst auf und hielt sich krampfhaft an der Bettdecke fest. Sie wagte immer noch nicht zu schreien. Die drei dunklen Gestalten traten einer nach dem anderen in ihr Schlafzimmer. In dem engen Raum, der mit Bett, Kommode, Vertiko, Schrank und Nachttischen vollgestellt war, fanden sie kaum Platz. Hin und wieder blinkte ein Uniformknopf im Mondlicht. Dora konnte ihre Gesichter nicht erkennen. Als einer in die Nähe des Fensters trat, sah sie, dass er ein schwarzes Tuch vor Mund und Nase gebunden hatte. Keiner sprach ein Wort. Die drei starrten einen Moment auf die Frau im Bett, die auf die Männer starrte. Dann flüsterte einer »Putain!« Dora schluckte. Der Sturm brach los. Sie fegten die Parfümfläschchen vom Vertiko, zogen die Schubladen der Kommode heraus und verstreuten ihre Unterwäsche und die Bettwäsche auf dem Boden, rissen die Schranktüren auf und zerrten ihre Sonntagskleider, den Wintermantel, die Anzüge von Karl von den Bügeln, zogen die

Schachteln herunter, die auf dem Schrank standen, und zertrümmerten die Weihnachtskugeln und Krippenfiguren, die dort fein säuberlich den Sommer über in Stroh gelagert waren, rissen die Vorhänge von den Fenstern, zerschmetterten den Spiegel der Kommode, indem sie den Nachthafen dagegen warfen, und schleuderten die Nachttischlampen gegen die Wand, dass sie klirrend zu Boden fielen. Dora hatte sich vor Furcht im Bett zusammengekrümmt und hielt die Hände schützend über den Kopf. Sie ließ den Sturm über sich hinwegfegen. Als er sich gelegt hatte, richtete sie sich langsam auf. Die drei Männer standen am Fußende des Bettes und starrten sie wieder an. Dann öffneten sie nacheinander ihren Hosenladen. Doras Hände krampften sich in die Decke. Doch die drei seichten nur auf das Bett. Dora sah ihnen stumm zu, so wie die Männer ohne ein weiteres Wort ihr Zerstörungswerk verrichtet hatten. Dann verschwanden sie.

Dora hatte keinen von ihnen erkannt.

Als Rotzinger mich wegen der Leiche anrief, las ich gerade einen von Apollonias Krimis. Vier Bananenkisten voll hatte ich mit zu mir nach Hause geschleppt, außerdem eine Kiste mit Fotoalben und Tagebüchern, eine Wanduhr mit Rosenmotiven auf dem Messingpendel und einen Bernsteinanhänger. Das war alles, was mir von meiner Tante, Freundin und Namensbase Apollonia Katzenmaier geblieben war. Sie hatte den letzten Winter nicht überlebt. Mit Hilfe der Pflegekräfte des Roten Kreuzes hatte sie bis zum Schluss daheim wohnen können, hatte allen Zipperlein des Alters und sogar dem Krebs getrotzt, aber schließlich war ihr eine Lungenentzündung zum Verhängnis geworden. Innerhalb weniger Tage war sie körperlich völlig verfallen, hatte nichts mehr gegessen und war eines Nachts im Februar gestorben, kurz vor ihrem hundertsten Geburtstag. Dabei hatte der Gemeinderat schon eine große Feier zu ihrem Jubiläum geplant; sie wäre die erste Hundertjährige der Gemeinde gewesen. Apollonia machte den Räten einen Strich durch die Rechnung, der Chor hatte die Jubellieder umsonst geübt und musste nun »Näher mein Gott zu dir« singen.

Ich hatte sie noch ein paar Mal besucht, aber in der Nacht ihres Todes war ich nicht da gewesen, niemand war bei ihr gewesen. Das tat mir besonders leid. Ich stellte mir vor, wie schrecklich es sein musste, ganz allein zu sein, wenn man wusste, dass man jetzt sterben würde. Man lag im Dunkeln, bevor es für ewig dunkel wurde, man konnte niemandem einen letzten Blick zuwerfen, kein letztes verweintes Lächeln empfangen, keine Hand drücken, so wie das bei meinem Vater der Fall gewesen war, den meine Mutter und ich in den letzten Stunden seines Lebens begleitet hatten. Apollonia war allein gewesen. Aber sie hatte an Gott geglaubt, und vielleicht hatte sie das ja getröstet in dieser Nacht. Jedenfalls hoffte ich es. Nach der Beerdigung und dem Leichenschmaus bat mich Mutter, ihr beim Ausräumen der Wohnung behilflich zu sein. Meine Geschwister waren zum Begräbnis gar nicht erst erschienen. Mein Bruder lebte in Frankfurt und hatte die Kontakte zu Dorf und Familie auf das Allernötigste eingeschränkt, was die Beerdigung einer alten Tante nicht mit einschloss, und meine Schwester Anna hatte just zu diesem Zeitpunkt einen Skiaufenthalt in Tirol gebucht, den sie unmöglich absagen konnte, unmöglich, es tat ihr wirklich leid! So gesehen hatte sich Apollonia einen ungünstigen Zeitpunkt zum Sterben ausgesucht,

aber die beiden hatten ohnehin nie viel mit ihr zu tun gehabt. Sie wären zwar eigentlich auch erbberechtigt gewesen, aber Apollonia hatte noch auf ein Blatt eine Art Testament geschrieben, in dem sie ihre Bücher, die Möbel und ihren Schmuck mir vermachte. Und viel mehr besaß sie auch nicht. Die Wohnung gehörte meiner Mutter, Apollonia hatte nur lebenslanges Wohnrecht dort gehabt, weil sie vor Jahrzehnten zugunsten meines Vaters auf das Familienerbe verzichtet hatte. Da dieser ihr bereits vor längerem ins Jenseits vorausgegangen war, fiel das Nutzungsrecht für die Wohnung nun an meine Mutter. Die beweglichen Güter hatte ich geerbt. Dazu gehörten vor allem Bücher.

In normalen Baselreuter Haushalten nahm der Fernseher in den Wohnlandschaften den prominentesten Platz ein, während sich auf dem Bücherbord neben einem Konversationslexikon meist nur die obligatorische Bibel und vielleicht noch der eine oder andere Band mit Readers-Digest-Roman-Kurzfassungen tummelten. Nicht so bei Apollonia. Ihre Liebe zur Literatur war eines ihrer wenigen Laster gewesen, und da sie alleinstehend war, konnte sie ihr wenig Geld ungehemmt dafür ausgeben. Allerdings war sie etwas wahllos gewesen; auf den Regalen, die entlang der Flurwände ihrer kleinen Wohnung aufgestellt waren, stand Kosalik neben Thomas Manns Zauberberg, und Goethe rieb sich an einem Elisabeth-George-Krimi. Auch war ihr der literarisch-wissenschaftliche Wert eines Buches nicht wichtig gewesen, ob limitierte Erstausgabe oder billiger Massendruck interessierte sie nicht, Hauptsache, der Inhalt sprach sie an. Aber allein die schiere Anzahl von Büchern war beeindruckend. Mutter schüttelte nur den Kopf, sie hatte Apollonias Lesehunger nie nachvollziehen können.

»Und was machen wir jetzt mit dem ganzen Kruscht?« fragte sie mich ratlos. Ich sah sie strafend an, aber dann musste ich auch seufzen. Tja, was machten wir jetzt mit all den Büchern?

»Hör zu«, schlug ich vor, »ich suche die aus, die mich interessieren, den Rest schenkst du der Pfarrbücherei. Die freuen sich bestimmt, und vielleicht gibt's noch eine Erinnerungstafel neben der Eingangstür für dich, die großzügige Stifterin Gertrud Katzenmaier!«

Erleichtert, dass sie sich mit dem staubigen Kram nicht näher beschäftigen musste, räumte Mutter das Feld. Ich war ganz froh, mit meiner Trauer um Apollonia noch etwas allein sein zu können, denn hier in ihrer kleinen Wohnung hatte ich manchen Abend zugebracht, um ihren Geschichten von früher zu lauschen. Jetzt verbrachte ich den ganzen Nachmittag damit, in alten Fotoalben zu blättern, ihre Tagebücher zu überfliegen und Bücherstapel auf dem Boden anzulegen, die ich später in Bananenkisten packen und mitnehmen wollte. Immer wieder kam die Trauer in mir hoch darüber, dass sie einfach nicht mehr da war. Sie hatte schon immer zu meinem Leben gehört. Auf einem der Fotos waren wir beide zu sehen. Es musste Mitte der 60er Jahre aufgenommen worden sein. Sie hielt mich an der Hand, dunkel gekleidet, mit einem Kopftuch über ihrer kunstvollen Zopffrisur, die sie später zugunsten von praktischeren kurzen Haaren abgelegt hatte. Ich reichte ihr bis zur Hüfte, war vielleicht fünf Jahre alt und trug eine dicke Strumpfhose, einen gestreiften Strickrock und eine Windjacke mit Kapuze. Meine Zähne standen nach vorne und meine Zöpfchen zur Seite ab. In der Hand trug ich ein kleines Körbchen, während an Apollonias Arm eine Einkaufstasche baumelte. So waren wir hin und wieder zusammen

einkaufen gegangen, wenn ihre Arbeit als Hebamme es erlaubt hatte. Ich musste heftig in mein Taschentuch schnäuzen.

Ihre Tagebücher waren schwarzgebundene, großformatige, linierte Hefte, in die sie mit gestochen scharfer Sütterlinschrift ihre Eintragungen gemacht hatte. Das erste stammte von 1932, das letzte von 1971. Apollonia war 1970 in Rente gegangen, und offensichtlich hatte sie nach dem Ende ihrer Hebammentätigkeit nicht mehr viel erlebt, was ihr der Niederschrift würdig schien. Außer natürlich die Mordgeschichten, die wir gemeinsam aufgeklärt hatten, aber da hatte ihr das Schreiben bereits zuviel Mühe bereitet, wie sie mir selbst erzählt hatte.

Ich beschloss, auch die Tagebücher mitzunehmen. Mit der Sütterlinschrift tat ich mir zwar ein wenig schwer, aber ich wusste aus meinem Paläographieseminar im Stadtarchiv Konstanz, bei dem wir mittelalterliche Urkunden studiert hatten, dass man sich eben erst in eine fremde Schrift einlesen muss. Vielleicht würde ich ja irgendwann die Muße haben, die schwarzen Bücher eingehender zu studieren und Apollonias Hebamengeschichten zu lesen.

Am Ende wurden die Bücherstapel doch nicht so groß, wie ich befürchtet hatte. Vier Kisten reichten aus, denn Thomas Mann hatte ich selber, und Konsalik kam mir nicht ins Haus. So hielt ich mich vor allem an die Krimis, von denen es eine stattliche Menge gab. Mir würde die Bettlektüre nicht so schnell ausgehen. Und die Lektüre für regnerische Sonntagnachmittage. Und neblige Montagvormittage. Und eben an einem solchen Montagvormittag, an dem ich mich mangels Aufträgen mit meiner Katze Samantha und einem Buch von Ruth Rendell aufs Sofa gelegt hatte (um dem lieben Herrgott den Tag zu stehlen, hätte meine Mutter gesagt), rief Rotzinger an, um mir von der Leiche zu berichten.

Der Chefredakteur des *Südwestkurier* Alfred Rotzinger war ein kräftiger Mann Ende 40, mit einst roten, jetzt schon weitgehend grauen Haaren, einer sich immer weiter nach oben ausbreitenden Stirn, die bei Aufregungen ebenfalls rot wurde, und einer kleinen Intellektuellenbrille. Er war früher im KBW gewesen, dem Kommunistischen Bund Westdeutschland, zu der Zeit, als ich im KABD, dem Kommunistischen Arbeiterbund Deutschlands, engagiert gewesen war. Damals hatten wir alle irgendeinen Guru gefunden, ob Mao, Enver Hodha oder Bhagwan, welchen, das erkannte man vor allem an der Wäsche, die auf der Leine hinter dem Studentenwohnheim hing: die der Sanjassins, der Bhagwanjünger, war komplett rot gefärbt, was nicht auf einen Bedienungsfehler der Waschmaschine zurückzuführen war, sondern auf die ihrer Meinung nach erleuchtende Funktion der Farbe Rot. Wir Kommunisten trugen Rot höchstens als Fahne oder Haarfarbe, ansonsten bevorzugten wir grüne oder lila Latzhosen, die Kluft der Arbeiter, denen wir mutig zum Lichte voranschritten. Und obwohl die verschiedenen kommunistischen Gruppierungen sich untereinander mindestens ebenso energisch bekämpften wie den Klassenfeind, verliehen die gemeinsamen Erfahrungen bei Demos, endlosen Asta-Sitzungen und Studentenstreiks doch auch nach zwanzig Jahren noch ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl. So verstand ich mich mit Rotzinger ganz gut, ab und zu gingen wir ein Bier trinken, um über alte Zeiten zu reden, als er Haare und Bart noch lang trug, so dass er nach dem

Wikinger in Frans Bengtssons Buchklassiker nur der »Röde Orm« genannt wurde, und seine Brille im 70er-Jahre-Look groß und breitrandig war. Und als er noch nicht für ein reaktionäres Blatt im Dienste des Monopolkapitalismus arbeitete. Und wenn wir nach so einem feuchtfröhlichen Abend den Heimweg antraten, dann konnte es durchaus vorkommen, dass er in angeheiterter Stimmung ein altes Arbeiterlied anstimmte, und spätestens bei der dritten Strophe fiel auch ich ein: »Und weil der Mensch ein Mensch ist, drum hat er Stiefel im Gesicht nicht gern, er will unter sich keinen Sklaven sehn und über sich keinen Herrn. Drum links zwei drei ...«

Ich selber hatte seit damals vor allem mehr Falten bekommen und die Arbeiterkluft zugunsten italienischer Kleidung abgelegt, Folge meines einjährigen Italienaufenthalts nach dem Studium. Dort hatte ich gelernt, dass man links und trotzdem schick sein kann, was meinen natürlichen ästhetischen Bedürfnissen sehr entgegen kam. So gönnte ich mir – wenn es mein Geldbeutel zuließ – hin und wieder ein paar edle Stiefel oder eine modische Jacke, wenn ich als Reiseleiterin in Italien unterwegs war. In die Dienste der monopolkapitalistischen Reaktion trat ich nur sporadisch auf Abruf und Honorarbasis. Und nun rief sie wieder einmal an, in Gestalt von Chefredakteur Alfred Rotzinger.

»Sag mal, du kommst doch aus Baselreute, oder?« nuschelte er hastig in den Hörer.

»Ja, warum?« antwortete ich, wenig begeistert über die Störung an einer besonders spannenden Stelle meiner Lektüre.

»Weil man dort ein Skelett im Wald gefunden hat. Ein menschliches Skelett! Eine Leiche!« Seine Stimme wurde immer lauter, vor Sensationsgier oder wegen meiner Begriffsstutzigkeit.

»Was? In Baselreute?«

»Ja, eben, endlich kapiert? Mach dich sofort fertig, du musst da hin fahren, das könnte eine spannende Story werden!«

Als freie Mitarbeiterin einer Zeitung ist man heutzutage nicht viel mehr als eine Sklavin. Wenn der Herr der Lettern ruft, muss man sich sputen, denn man kann schon froh sein, wenn vom Redaktionstisch wenigstens ein paar Brosamen abfallen. Aber eine Leiche in Baselreute, das war wirklich eine Sensation, da ließ ich mich nicht zweimal bitten. Ein Krimi im richtigen Leben! Ich wunderte mich eher, dass Rotzinger nicht einen festen Redakteur hinschickte. Aber in diesem Fall hatte ich wohl Heimvorteil.

»Komm vorher hier vorbei, dann kriegst du die Pressemitteilung!« herrschte er mich noch an, bevor er auflegte.

Ich packte meinen Laptop, das Diktiergerät und die Kamera in die Tasche und begann, Klamotten zusammenzulegen, unschlüssig, ob ich den kleinen oder großen Koffer nehmen sollte, denn ich hatte keine Ahnung, wie lange ich bleiben würde.

Ach was, so lange konnte es nicht dauern, vielleicht eine Pressekonferenz, ein paar Interviews, ein Artikel, womöglich zwei, wenn's hoch kam – ich entschied mich für kleines Marschgepäck.

Dann zog ich meine alte, schwarze Lederjacke und die spitzen italienischen Stiefel an, denn obwohl Mai war, ging noch ein kühler Wind und es war regnerisch. Das mussten die Eisheiligen sein, vermutete ich, aber ganz sicher war ich mir nicht, wann genau Pankraz und seine Leidensgenossen mit eisigen Temperaturen an ihren Tod erinnerten.

Nachdem ich meiner Nachbarin Barbara, die ein Stockwerk unter mir wohnte, den Wohnungsschlüssel vorbeigebracht hatte, damit sie sich um Katze, Blumen und Post kümmern konnte, schwang ich mich in meinen Golf und fuhr los.

In der Redaktion begrüßte mich Lydia, Rotzingers Sekretärin, mit einem: »Ah, endlich, er springt schon im Viereck!«

Immerhin bot sie mir noch schnell einen Kaffee an, bevor ich in sein Büro ging. Rotzinger saß hinter dem Schreibtisch und war am Telefonieren, die Stirn leuchtend rot.

»Ja, ja, ist gut, ... Nein, brauchen Sie nicht, sie kennt sich aus ... Danke, ja, Wiederhörn!«

Er knallte den Hörer auf und begann ohne Begrüßungsformalitäten:

»Also, heute um 15.30 Uhr gibt's eine Pressekonferenz bei der Staatsanwaltschaft in Ravensburg. Ich hab gesagt, du weißt, wo das ist. Stimmt doch, oder?«

»Ja, werd ich schon finden.«

»Für die morgige Ausgabe schreib ich selber ein bisschen was zusammen, mit dem Hinweis, dass es übermorgen einen großen Bericht mit den neuesten Neuigkeiten zu dem Fall gibt. Heute wirst du es ja nicht mehr schaffen bis Redaktionsschluss. Du hast Zeit bis morgen Nachmittag um 17 Uhr. Dann will ich einen schönen Artikel in meinem Posteingang haben. Alles klar?«

»Ja, klar, aber was weiß man denn überhaupt?«

»Also«, er schob mir ein Fax hin, »Waldarbeiter haben am Samstag beim Holzrücken ein Stück Waldboden aufgerissen, und dabei kam ein Skelett zu Tage. Vermutlich Opfer eines Gewaltverbrechens, männlich, weiß, ca. 1,75 groß, usw. Kannst du alles selber nachlesen. Ich hab mir eine Kopie gemacht.« Ich nahm das Fax, um es zu überfliegen.

»Teilweise waren noch Gewebereste und Kleidung vorhanden«, las ich laut vor. »Dann wird er wohl noch nicht so lange tot sein.«

»Also, ein Neandertaler ist es offensichtlich nicht!« stellte Rotzinger ungeduldig fest.

»In Baselreute gab's sowieso nie Neandertaler!« antwortete ich und wandte mich zum Gehen. Damit hatte ich jedoch den Historiker in ihm geweckt.

»Sag mal, was hat so ein Kuhkaff in Oberschwaben eigentlich mit Basel zu tun?« fragte er unvermittelt. Entrüstet blaffte ich ihn an: »Also erstens ist Baselreute kein Kuhkaff! Früher war es eine Station an der Poststrecke Wien-Paris, und heutzutage haben wir immerhin 25 Vereine dort, die größte Vereinsdichte aller vergleichbaren Ortschaften, und wir liegen an der oberschwäbischen Barockstrasse und am Jakobsweg, und ...«

»Ja, schon gut, halt mir keine Vorträge, und was hat das nun mit Basel zu tun?«

»Überhaupt nichts, das kommt von Basilius, dem Mönch, der den Altdorfer Wald gerodet hat, damit man überhaupt ein Dorf bauen konnte, ein Mönch vom Kloster Weingarten. Basilius – Basel, roden – reute!« beendete ich triumphierend meine Lektion in Toponymie.

Rotzinger schmunzelte ein bisschen ob meines Anfalls von Lokalpatriotismus und meinte dann etwas weniger diktatorisch: »Sehr schön, also, dann schwing die Hufe und bring mir eine gute Geschichte aus Baselreute mit!«

Erschienen: Februar 2013 – 11,99 € Preis inkl. 7 % MwSt. zzgl. Versand – 311 Seiten, Format 12 x 20 cm

ISBN 978-3-8392-1397-1 – www.gmeiner-verlag.de